

Günter Wagner, *Labyrinth*

Ausstellungseröffnung im Wasserturm Hockenheim, 28.05.2011

Sehr geehrte Damen und Herren,

Günter Wagner ist seit Mitte der achtziger Jahre im Kunstleben unserer Region präsent, zuerst naturgemäß als Beteiligter von Gruppenausstellungen, etwa 1986 im Badischen Kunstverein Karlsruhe, dann zunehmend in Einzelausstellungen, zuletzt – Anfang 2011 - im Hohenloher Kunstverein in Langenburg. Doch längst sind seine Arbeiten deutschlandweit zu sehen sowie in Frankreich, Belgien und – Bruchsal, wo der Künstler wohnt, arbeitet und die Geschicke des Kunstvereins am Damianstor lenkt. In Bruchsal steht eine große Plastik, ein für ihn charakteristisches zeichenhaftes Werk an prominenter Stelle im öffentlichen Raum. Günter Wagner hat in Marburg und an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe studiert, hatte 1988 ein Projektstipendium des Kunstfonds in Bonn für Bildhauerei in Italien und er ist seit 2000 Mitglied im Künstlerbund Baden-Württemberg.

Ich lernte ihn und seine Werke im Zusammenhang mit einer Ausstellung im Kunstverein Germersheim 2006 kennen und schätzen. Günter Wagner ist Bildhauer und seine Arbeiten sprechen sowohl das ästhetische Empfinden als auch den Intellekt an, fordern den Betrachter zur Kontemplation und Reflexion heraus. Als erstes sticht der Reiz des sorgfältig bearbeiteten Materials ins Auge: patiniertes Gusseisen, ferresierte Steinelemente, sandgestrahltes Glas und Glasbruch, lebendig gemusterter, rauer Granit, Marmor und glatte Spiegelflächen. Das Wechselspiel der Materialien mit ihren gegensätzlichen Wirkweisen – warm und kalt, kompakt und durchscheinend, leicht und schwer, naturhaft belassen und exakt geformt – und das Arbeiten in Gegensätzen sind von jeher ein Charakteristikum im Schaffen des Künstlers. Sowohl bei seinen Wandobjekten als auch bei den Bodenarbeiten – Installationen, auf die er hier im Wasserturm bewusst und mit gutem Grund verzichtet hat - macht er sich den Raum als anschauliche und geistige Projektionsfläche zueigen, durchdringt Raumschichten und kalkuliert die gestalterische Kraft des Lichts ein. Geometrische Formen und konstruktive Gestaltungsprinzipien treten in Spannung zu eigengesetzlichen Faktoren wie der Oberflächenerscheinung des Eisens, dessen Korrosionsprozess mittels Laugen und Säuren beschleunigt wurde und Farb-/Oxydationsspuren hervorgerufen hat, in denen sich die zeitliche Dimension manifestiert. So ergibt sich aus der puren Anschauung der Werke ein komplexer Eindruck, der zum ruhigen Betrachten und Sich-Einlassen zwingt. Soweit zur visuellen Sprache der Werke, die sich nicht in der ästhetischen Erscheinung erschöpft, sondern in der sich auch ein Inhalt im weiteren Sinne mitteilt.

Günter Wagner ist ein intellektueller Künstler, für den der Mensch zwar nicht in figürlicher Darstellung aber als unmittelbarer Bezugspunkt seines Schaffens präsent ist. Das Thema „Labyrinth“, mit dem er sich seit einigen Jahren auseinandersetzt, ist hierfür ein gutes Beispiel. Ihm gehören die hier gezeigten Werke zu. Die Vorstellungen, die sich mit dem Labyrinth verbinden, kreisen um ein Urbild des Menschen, das Ausdruck seiner geistigen Orientierung in der Welt aber auch seines unbedarften Spieltriebs ist, seiner Freude am planvollen Gestalten und seiner Lust am Verwirren, aber auch der Angst vor dem Irren. Ein Symbol der Sinnsuche menschlicher Existenz allgemein und des unüberschaubaren individuellen Lebenswegs im Speziellen. Auch wer mit der griechischen Mythologie wenig vertraut ist, assoziiert mit Labyrinth die Sage vom Minotaurus, dem gefährlichen Mischwesen aus Mensch und Stier, das in einem verzweigten Gangsystem auf der Insel Kreta gefangen gehalten wurde. Es lohnt sich ein genauerer Blick auf die Geschichte im Hinblick auf die

gestalterische Interpretation eines zeitgenössischen Künstlers, neben dem insbesondere Vertreter der Konzeptkunst das Thema aufgegriffen haben.

König Minos von Kreta hatte zum Meeresgott Poseidon um den Erhalt seiner Herrschaft gebetet und von diesem einen wunderschönen Stier als Opfertier geschenkt bekommen. Da er das Tier aber nicht tötete, rächte sich der Gott, indem er Minos' Frau jenen vom Stier gezeugten Minotaurus gebären ließ, der regelmäßige Menschenopfer forderte und deshalb in dem von Dädalus erbauten Labyrinth eingesperrt werden musste. Sowohl der Minotaurus, die Ausgeburt sinnlich triebhaften Begehrens, als auch der berühmte griechische Erfinder und Konstrukteur Dädalus, ein Inbegriff des rationalen Geistmenschen, werden von einem Machtmenschen gefangen gehalten und enden tragisch: der eine wird von Theseus getötet, der andere verliert auf der Flucht von Kreta seinen übermütigen Sohn Ikarus. Theseus findet mit dem Faden der Königstochter Ariadne aus dem Labyrinth zurück und Dädalus gelangt durch die Luft in genügendem Abstand zur Sonne in die Freiheit. Die Sage thematisiert also das Maßhalten und den Weitblick im Gegensatz zur Hybris. Diese Sinnebene des Labyrinths muss mitgedacht werden bei derjenigen vom unüberschaubaren Lebensweg, der reflektiven Selbstfindung und der Sinn-/Gottsuche in christlicher Tradition.

Günter Wagner hat in verschiedenen Werkreihen das in vier Quadraten entwickelte römische Labyrinth dargestellt sowie selbst entwickelte Labyrinth, deren Wege nicht immer zum Zentrum der Anlage führen. Deutungsgeschichtlich ist es gerade gut, nicht zum Zentrum zu gelangen, denn dort liegt die todbringende Erkenntnis des Sinns, die wohlweislich am Ende des Lebens(wegs) steht. Selten gelangt der Mensch geradlinig, also ohne Um- und Irrwege, ohne Sackgassen, die ihn zur Umkehr zwingen, zum Ende. Der Weg ist das Ziel.

Günter Wagner wurde durch Umberto Ecos Roman „Der Name der Rose“ und die darin vorkommende Bibliothek mit ihren labyrinthischen Gängen und Geschossen zur Auseinandersetzung mit dem Thema inspiriert. Es gibt von ihm großformatige Treppenzzeichnungen, welche die unüberschaubaren hölzernen Treppenaufgänge der italienischen Klosterbibliothek in Erinnerung rufen; den Blick übers Gelände auf die zahlreichen umlaufenden Gänge und die Angst vor dem Absturz in die Tiefe; die Orientierungslosigkeit des Suchenden. In einer Ausstellung des Krefelder Kunstvereins vom Frühjahr 2010 waren fünf solche Hoch- und Querformate beziehungsreich an der Wand des Treppenaufgangs gehängt und zwar Bildrand an Bildrand als fortlaufende Serie. Die Stufen der einen Zeichnung setzten sich in denen der nächsten stimmig fort. Doch stoßen innerhalb eines Bildraumes Treppenstufen aus unterschiedlichen Richtungen aufeinander, die Perspektive ist aufgebrochen. Der Betrachter, der zum imaginären Wanderer wird, verliert die Orientierung. In der Nachschrift zu seinem Roman unterscheidet Umberto Eco drei Arten von Labyrinthen:

Das Labyrinth steht für das Unüberschaubare und hat einen spirituellen Gehalt wie auch das Motiv des Spiegels, das den spiegelnden Glasflächen und den tiefenräumlich wirkenden großen Kreis-Labyrinthen mit ihren ausschnitthaften lasergeschnittenen Stahlformen und den dahinterliegenden identischen Labyrinthformen inhärent ist. Archaisch, symbolhaft für das Schicksal des Menschen schlechthin sind die grauen Granitwürfel mit ihren eingeritzten Labyrinthen, zielgerichtet wie das kretische, sogenannte klassische oder in anderen Ausführungen. In ihrer handlichen Form laden diese Steine gerade dazu ein, in die Hand genommen, auf den Schreibtisch oder ins Regal gelegt zu werden und ihrem Besitzer ein Omen zu sein.

Das Thema bietet breiten Raum zum Nachdenken und wird in jedem Lebensalter wohl etwas anders beurteilt. So schrieb Johann Wolfgang Goethe als Achtunddreißigjähriger: „Und wer

des Knäuels zartes Ende hält / der schlingt sich wohl durchs Labyrinth der Welt“ (An Knebel, 10.8.1797). Anders 1821 mit einem Vierteljahrhundert mehr Lebenserfahrung: „Seit sechzig Jahren seh ich gröblich irren / und irre derb mit drein; / Da Labyrinthe nun das Labyrinth verwirren, / Wo soll euch Ariadne sein?“ (An F.J. Frommann, um 1821).

Die Vieldeutigkeit der Kunst potenziert durch die Vieldeutigkeit des Labyrinth-Themas: Eine Herausforderung an den Betrachter.

DR. MARTINA WEHLTE

(Zit. Aus: Das Lexikon der Goethe-Zitate. Hg. von Richard Dobel, Düsseldorf 2002, S. 424,11 und 1037,63)